



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 9

Sonnabend, den 2. Mai 1931.

Nr. 9

## Der Schwant vom Pferdeei.

Von D. Knopp, Stargard.

Früher wußte man in Janow nicht, wo die kleinen Füllen herkämen. Auch der Bürgermeister wußte es nicht. Da kam einmal ein fremder Wandersmann in die Stadt, und dieser wurde gefragt, ob man in seiner Heimat nicht wisse, wo die Füllen herkämen. „Natürlich“, antwortete dieser, „wo werd' ich das nicht wissen. Die kommen von den Pferden her, das heißt, sie müssen von diesen aus den großen Kürbissen, denn das sind die Pferdeeier, ausgebrütet werden. Das muß aber auf einem Berge geschehen.“

Am andern Morgen herrschte große Bewegung in der ganzen Stadt. Wer nur ein Mutterpferd hatte, eilte mit diesem und einem großen Kürbis hinaus aus der Stadt. Alle wollten sie Füllen ausbrüten, und auf jeder kleinen Anhöhe ringsherum konnte man einen Bürger ein Nest für sein Pferd und den Kürbis bereiten sehen. Verwundert schauten die durch Janow Reisenden dem sonderbaren Treiben zu.

Auch der Bürgermeister hatte sich nach Gohrband zu, nicht weit vom Nestbache entfernt, einen passenden Hügel zur Brutstelle für sein Pferd ausersehen. Hier saß er nun Tag für Tag und sah zu, wie seine alte Rosinante es sich göttlich sein ließ. Den Kürbis hatte sie zwischen den Beinen am Bauche liegen, und vorsichtig hatte der Bürgermeister noch eine Schicht Stroh darübergedeckt.

Endlich war der einundzwanzigste Tag da, denn so lange sollte die Brütezeit dauern. Voller Erwartung eilte der Bürgermeister frühmorgens den Berg hinan, um seine Frau abzulösen, die während der Nacht gewacht hatte. Vorsichtig breiteten beide das über den Kürbis gelegte Stroh auseinander, um zu sehen, ob das „Pferdeei“ auch schon „gebiht“ habe. Dem alten Gaul aber muß die Nacht auch wohl schrecklich lang geworden sein; die dünnen Knochen brauchten Ausdehnung, und mit einem heftigen Mund sprang er in die Höhe, sich schüttelnd und rüttelnd. Dabei aber kam der Kürbis ins Rollen und rundelte den Berg hinunter, einem am Abhang schlafenden Hasen über den Leib. Erschreckt rannte dieser jetzt neben dem Kürbis her, ebenfalls den Berg hinunter. Voll Verzweiflung eilt ihm der Bürgermeister nach; er denkt nicht anders, als daß der Hase das ausgebrütete Füllen sei, und lange noch schallt seine Stimme über die Felder: „Hisch, hisch, kennst du din' Mutter nicht?“

Diese Fassung des Schwantes wurde mir vor mehreren Jahren von dem aus dem Kreise Bublitz stammenden jungen Landwirt Walthar Roglin mitgeteilt; sie ist abgedruckt im Rogasener Familienblatt Jahrg. 5 (1901) Nr. 10 und von hier aus in die Janower Schwänke von R. Rosenow S. 138 f. übernommen. Soviel ich sehe, steht diese köglinsche Fassung des Schwantes für sich allein da, insofern hier die Janower das Brutgeschäft von ihren alten Mutterpferden besorgen lassen, während es sonst der FINDER oder Ersterher des Eies persönlich macht. Ebenso nimmt eine besondere Stellung ein ebenfalls von den Janowern erzähltes Stück ein, das ich in den Balt. Studien 1891 S. 194 mitgeteilt habe. Es lautet: Nach dem Tode des alten Bürgermeisters wird der Stadtverordnetenvorsteher mit der Auffindung eines

neuen betraut. Nach vielem und langem Suchen findet er einen Stein, der wie ein Ei geformt war; diesen zeigt er vor, und man war nun allgemein der Meinung, daß in demselben der neue Bürgermeister vorhanden sein müsse. Das Ei wird daher dem Stadtverordnetenvorsteher wieder zum Besitzen und Ausbrüten übergeben. Als das nach fünf Wochen immer noch nichts gefruchtet hatte, tun sie nach gemeinsamem Beschluß folgendes: Sie gehen auf einen Berg und rollen das Steinei langsam herunter, damit der Inhalt sich löse. Beim Rollen des Eies aber

### Tat.

Von Franz Ferdinand Hoepfner.

Am Anfang war die Tat,  
mein Kamerad,  
und als sie Größtes schuf zu Form und Zeit,  
da ward es Mensch und Menschlichkeit,  
da ward es Kraft, da ward es Mut,  
da ward es Schicksal, Stolz und Glut.  
Tat schuf die Welt, Tat gab das All,  
erbaute Himmel — Erdenball.

Aus Urgrundtief weckt Zukunftslacht  
Tat, die die alte Form zerbricht  
und sich erneuert — wieder Tat,  
aus Ernte wieder Lebensaat,  
im Kreislauf der Unendlichkeit:  
Tat reinsten, höchster Menschlichkeit.

springt aus dem Gebüsch ein Hase hervor und läuft davon, alle Anwesenden hinter ihm her und stimmen den Freudenruf an, daß nun der neue Bürgermeister da sei.

Es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß diese Form des Schwantes stark beeinflusst worden ist von dem im Valenbuch berichteten Schwant, über den ich schon in U. S. 1928 Nr. 20 und 21 gehandelt habe. Aus dem Bürgermeister mit dem Mühlenstein um den Hals ist hier ein eiförmiger Stein geworden, aus dem der neue Bürgermeister ausgebrütet werden soll. Auch das Rollen des Steines den Berg hinab wird beidemal erwähnt.

Eine dritte, von den übrigen abweichende Form des Schwantes habe ich in meinem Posener Sagenbuch 1893 S. 208 nach der Erzählung einer deutschen Frau in Gnesen, die aus der Gegend von Schrimm stammte, gebracht. Hier in der Schrimmer Gegend spielte — vor einigen Jahrzehnten — in den Volkserzählungen ein lustiger Schalk eine Rolle, der von den Leuten der Teufelsnarr oder Spötter genannt wurde. Er war eine dem Eulenspiegel nachgebildete Figur, und zahlreiche Eulenspiegelstreiche waren auf ihn übertragen. Wie die Leute sagten, war er ein Mann in der Gegend von Schrimm gewesen, der bei vollem Verstande Gott gelästert hatte; darum wurde er in einen Narren verwandelt, der ewig umherwandern und Narrenstreiche verüben mußte. Man sagte aber auch, das sei vom Branntwein gekommen,

daß er ein Narr geworden; denn er war dreimal getauft, zuerst in der Kirche, dann ließ ihn die Amme, die sich tüchtig betrunken hatte, auf dem Wege nach Hause in einen Graben fallen, aus dem sie ihn nur mit Mühe lebendig wieder herauszog, und als sie dann zu Hause einen Schluck aus der Branntweinflasche nehmen wollte, zitterte ihr die Hand, so daß der Branntwein auf das Kind floß. Der Streich wird nun a. a. D. folgendermaßen erzählt: Wie der Teufelsnarr ein Hasenei ausbrütet. Einst kam der Teufelsnarr in ein Dorf bei Schrimm und sah dort einen Kürbis. Er fragte, was das sei, und eine Frau sagte ihm, das sei ein Hasenei, auf dem müsse er drei Wochen sitzen, dann komme ein Hase heraus. Der Teufelsnarr nahm den Kürbis und fing an, ihn zu bebrüten; als er aber einige Tage darauf gefressen hatte, fiel der Kürbis zusammen. In demselben Augenblick lief ein Hase vorüber, und der Teufelsnarr rief vor Freude: „Sch, schi, komm' doch her! Kennst du denn deine Mutter nicht?“

In dieser Version ist gerade die Hauptsache, das Ausbrüten des Eies, vergessen; es geht gleich auf den Hasen los. Die übrigen mir bekannt gewordenen Varianten schließen sich wieder an die köglinsche Fassung des Schwantes an, nur daß, wie schon bemerkt wurde, das Brutgeschäft nicht von Pferden besorgt wird. Da ist zunächst der Schwant bei A. Kuhn und W. Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, Leipzig 1848 (Brockhaus) S. 330 f. Er wird mündlich aus der Uckermark berichtet, und verwiesen wird auf eine Variante bei Bechstein, Fränkische Sagen S. 92. Erwähnt sei noch die vorpommersche Fassung in den Blättern f. pomm. Volkskunde 7, 164. Sie gilt natürlich von dem mecklenburgischen Städtchen Teterow.

In Hinterpommern schließt sich der Schwant zunächst an das Dorf Darfelow (früher sagte man Darfelow) im Kreise Rummelsburg an. Wie in Janow der Bürgermeister, so ist hier der kluge Schulzensohn, Schulzen Hans, der Träger all der lustigen Streiche (Rummelsburger Sagen Nr. 103). Einmal fuhr Hans nach Stolp zum Wochenmarkt. Dort sah er einen Wagen mit Kürbissen stehen. „Was ist das?“ fragt Hans. „Das sind Pferdeeier“, wird ihm geantwortet. Weiter wird Hans belehrt: Er müsse sich auf einen hohen Berg begeben und auf das Ei setzen, und nach vier Wochen werde das Füllen austreten. Als nun Hans schon längere Zeit auf dem Ei gesessen hatte, will er es umkehren, wie auch die Gens die Eier umkehrt. Dabei aber war er ungeschickt, und das Ei lief den Berg hinunter und schlug auf einen Wacholderstrauch, hinter dem ein Hase saß. Erschreckt lief dieser davon, und Hans eilte hinter ihm her und rief: „Hisch hisch! Hisch hisch! Kennst du denn deine Mutter nicht?“ Hans glaubte, er habe das Füllen ausgefressen.

Andere erzählen, daß man den Kürbis für ein Efelsei ausgegeben habe. Als nun Hans längere Zeit darauf gesessen hatte, wollten die Darfelower das Ei „scheinen“, d. h. sie wollten sehen, ob es gut oder ob es klar, also unfruchtbar sei. Die Männer besahen es; aber da drängten sich die Frauen heran



und sagten: „Das verstehen wir besser!“ Bei dem Gedränge fiel ihnen das Ei aus der Hand und rollte den Berg hinunter, wobei es entzwei ging.

Auch in einer von Dr. A. Brunk in den Blättern f. pomrn. Volkstunde 9, 50 aus Garzigar im Kreise Lauenburg mitgeteilten Variante wird statt des Pferdees ein Eselsei genannt. Ein Bauer fährt nach Stolp; er kommt bei einem Gärtner vorbei, der hatte Kürbisse geladen. Er fragt ihn, was das sei, und der sagt: „Eselsei!“ Der Bauer ersticht nun einen Kürbis für fünf Taler. Zu Hause hat er einen Haufen Strauch liegen; am andern Tage holt er noch ein paar Fuder, macht sich daraus ein großes Nest, legt „die Kerbs“ hinein und geht dann darauf sitzen.

Seine Frau brachte ihm das Essen und blieb auch zur Gesellschaft bei ihm. Nach vierzehn Tagen „schienten“ sie das Ei, ob es auch gut sei. Es war dunkel, also gut, und so saß der Bauer weiter. Nach drei Wochen war das Ei weich, und er meinte, das Füllen werde nun bald herauskommen, aber noch acht Tage später war es verfault, und als sie es nun aufhoben, da platzte es auseinander. Von dem Knall erschreckt, sprang ein Hase aus dem Gestrauch; der Bauer meinte, es sei das junge Eselstüllen, und rief ihm nach: „His, his! Kennst du din' Mutterstimme nich?“ Der Hase aber verschwand im Walde.

(Schluß folgt.)

13.  
Auf unserm Boden steht was. Das hat vier Hörner,  
(uajisbuogw aya uag mu bouppog)

14.  
Auf unserm Boden liegt was. Das kriegen hundert Pferde nicht gezogen.  
(uuu) uau  
-uodhuw ihu aqaakz ag uauu uuu haa 'algad)

15.  
Auf drei Beinen steh' ich,  
auf vier Beinen geh' ich,  
auf fünf Beinen lauf' ich,  
Del faul' ich.

(quuuu)g)

16.  
Bier gegangen,  
vier gehangen,  
zwei Wegweiser,  
zwei Buschkräuter,  
ein Nachklopfer.

(guis)

17.  
Sinner oßen Huus  
pleugt Padder Krus  
oahn Plaug un oahn Schaor,  
lieles ward 'n jaur Faacht.

oder:  
Sinner oßen Huus  
waohnt Peiter Krus,  
hett nich Schläpp noch Spor,  
doch größt e daor.

(lanajuwag)

18.  
Sinner oßen Huus  
waohnt Padder Fus,  
hett nich Hut noch Haor,  
de Sünne nimmt ehm waahr.

(uajdolsig)

## Pommersche Scherzfragen und Rätsel.

Aus Ruher gesammelt von Lehrer Alfred Luch t.

Die schriftliche Darstellung einiger Scherzfragen ist nur ein schlechter Behelf; denn Rechtschreibung, Zeichensetzung und die fehlende Betonung der irreführenden, unmaßgebenden Wörter lassen die Lösung leicht finden.

1.  
We hett gröst Muml im Dörp?  
(muug 'quv) h'och bunul)g au) 'udopog ad)

2.  
Wo röppt de Kuduck vör ower noa Joham?  
(pupus)

3.  
Sest all 'n Dß mit Höne seie?  
(uadg mu 're)

4.  
Kaiser Karl hatte einen Hund. Wie heißt Kaiser Karl sein Hund.  
(„Karl“ hu  
-upu 'hulad uo)pl ul 'u sequug sag auuig ad)

5.  
Wohin geht der Ziegenbock, wenn er im 7. Lebensjahr ist?  
(8 su)

6.  
Wie blüht der Roggen?  
(uauu)guuog uag pou 'nu)k)

Wie blüht der Weizen?  
(uhou)h)uog) gun aguuuog) pou 'u)k)

Wie blüht das Sommerkorn?  
(huuag) uag pou 'u)k)

7.  
Woneit ist kille, wenn't Buer Fußhandschen inne Stuuw uphett ower Katt inne Nöhr verfreiort?  
(hu)h) hu) hu)u)g) su)g)

8.  
Fließt die Ober in die Nordsee oder in der Nordsee?  
(hu)h) hu) hu)u)g) su)g)

9.  
Was ist tiefer: Teller oder Tasse? — oder auch: Was ist tiefer: Teller, Löffel oder Untertasse?  
(uag) hu) hu)u)g) su)g)

10.  
Welches ist der Unterschied zwischen Wühmiz und Bahwiz?  
(uau)h) auuug) ad) 'duu)g) hu)h) uag) u)g) au)u)g)

11.  
Ich baue ein Haus aus fünf Balken, und ich behalte doch alle fünf Balken übrig.  
(u)aguu)u)u)g) hu)h) 'uauu)g)

12.  
Zweiunddreißig Gefellchen  
sizen in einem Ställchen,  
und ein rot' Mägdele dabei,  
so sizen sie alle in der Reih'.  
(u)duug) 'quu)g) 'u)g)u)g)

## Wenn pommersche Dorfjungen Flöten schneiden . . .

Altpommersche „Bastlöserime“.

Wenn der Frühling durch die Lande läuft, wenn von Feld, Wiese, Moor und Heide der frische Erdgeruch aufsteigt, wenn die Weiden ihre wolligen Köpfschen neugierig in die Höhe strecken, dann schneiden pommersche Dorfjungen Weiden für ihre Flöten. Das „Flötenkloppen“ will verstanden sein, und das Geheimnis dieser Kunst vererbt sich im Dorf von Geschlecht zu Geschlecht. Mit ihnen auch die vielen „Bastlöserime“, die, je nach den verschiedenen Gegenden, in der ortsüblichen Ueberlieferung allen Jungen geläufig sind. —

Da sitzt das Büblein des vorpommerschen Dorfes am Grabenrand, dreht hurtig sein Weidenholz, klopft vorfichtig mit dem Taschenmesser auf die Rinde und summt seinen Vers:

„Sipp, sapp, löt, giw mie 'n god Flöt!  
Lat's nich rieten, lat's nich splieten!  
Lat's ganz god warn.“

Wehr der Vergessenheit anheimgefallen ist schon das an den Heiligen Sebastian, der dem Volksglauben

nach den Saft im Frühjahr in die Bäume steigen läßt, erinnernde Verschen:

„Piepen, Piepenbastian, lat dei Piepen un Flöten gahn!

Lat sei nich verdarwen, lat sei god waren!“

Kürzer und bündiger ist die Abänderung:  
„Sebastian, lat den Sapp ut däm Holl gahn!“

In Ostpommern begleitet der kleine Flötenmacher seine Arbeit mit dem Reim:

„Rohr, Rohr Riepte,  
Giw mie 'n Piepfe!  
Bom Saffe goah awle!  
Goah glatt awle.“

Mit einem drastischen Vergleich endet der Bastlöser im Gebiet des Pommerlandrückens:

„Piep, Piep sohr, giw mie 'n Flörl  
Piep, Piep löt, giw mie 'n Flöt,  
Bei so geht as däm Schimmer sien Trumpe!“

Alle Reime sind uralt, sind Relikte der alten germanischen Zaubersprüche, die in Runen in die Rinde der Bäume geritzt wurden und erinnern an die „Merseburger Zaubersprüche“ aus dem 10. Jahrhundert, durch welche die Fesseln gefangener Krieger gelöst und verrentete Glieder „besprochen“ wurden.  
Kurt Poppe.

## Bismarcks Humor.

Humor ist eine seltene Erscheinung unter den Diplomaten und Staatsmännern. Gering ist die Zahl derjenigen, die im immerwährenden Kampf ihres Berufes den Frohsinn behielten. Zu ihnen gehören vor allem: Pitt, Friedrich der Große, Talleyrand, Palmerston und — Otto von Bismarck.

Durch alle Reden und Briefe des großen Kanzlers zieht ein eigenartiger humoristischer Zug hindurch — eigenartig deshalb, weil seine Einfälle stets originell sind, weil man an ihnen immer den vornehmen Mann von Geschmack und guten Manieren erkennt. Er hat sich stets als praktischer Humorist bewährt und durch seine lustigen Schwänke und Streiche jederzeit die Lacher auf seiner Seite gehabt.

Als „Bunder Studio“ trieb es Bismarck in Göttingen oft recht toll. Einmal erkrankte er am gelben Fieber; der Arzt verschrieb ihm Chinin. Da jedoch der Korpsstudent ein Feind aller Medizin war, ließ er das Chinin Chinin sein und stärkte sich vielmehr

an den ihm von daheim gesandten Eßwaren, besonders der guten pommerschen Spickgans und Schlackwurst. Dann ging er spazieren, trank einige Krüge Bier und schlief folglich gut. Am nächsten Tage stand er wohl und munter auf. Der Arzt fragte ihn bei seinem Besuche, wie es ihm ginge. „Dem Himmel sei dank, bester Herr Doktor, das Fieber ist verschwunden.“ „Ja, ja“, meinte der Sohn Askulaps, „Chinin ist ein vortreffliches Mittel.“ „Diesmal wohl nicht, Herr Doktor, aber zwei Pfund Schlackwurst brachten dieselbe Wirkung hervor, und das übrige mag die Natur vollziehen.“ —

„Bei Königgrätz“, so erzählt Bismarck einmal, „hatte ich nur eine einzige Zigarre in der Tasche, und die hütete ich in der Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte; aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner. Hilflos lag er da; beide Arme waren

zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch hielt ich ihm ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen. So köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, als diese, die ich nicht rauchte!“ —

Der Bismarckische Humor zeichnet sich durch seine blizartige Schlagfertigkeit aus. Als Jules Favre den norddeutschen Bundeskanzler fragte, was die Deutschen mit Garibaldi machen wollten, wenn sie ihn gefangen nähmen, erwiderte Bismarck: „O, wir werden ihn für Geld feilen lassen, mit einer Tafel um den Hals, auf der „Undant“ steht.“

Auf König Wilhelms Frage bei Beginn des französischen Krieges „Was machen wir nun mit Frankreich?“, soll Bismarck geantwortet haben: „Wir spielen mit ihm Sechsendsechzig.“

Einmal verbreitete sich das Gerücht, daß Fürst Bismarck an die Nordwestküste Afrikas zu reisen ge-



# Pommernspiegel.

Von Hermann Bloch.

## Maria Flint.

Eine schlichte Schuhmacherstochter aus Stralsund, Kind des achtzehnten Jahrhunderts. Langsam ist ihr Name bekannt geworden; und heute steht mit ziemlicher Sicherheit fest, daß sie es ist, der wir das Urbild für die holdste Mädchengestalt der Weltliteratur, für Goethes „Gretchen“ im „Faust“ verdanken.

Dr. Otto Boenigk hat uns diese Gewißheit aus Alten, Zeitungsschnitzeln und mündlicher Ueberlieferung herausgeschält. Wir folgen seiner Darstellung und gewinnen einen erschütternden Tafsachenbericht:

Im Johanniskloster in Stralsund wohnt 1765 eine Näherin Maria Flint, Tochter eines Schuhmachers. Die Eltern sind erst kurz vorher gestorben, gleich nach der Rückkehr des Mädchens von Gager auf Rügen, wo es drei Jahre bei dem Gutspächter Dyke in Stellung gewesen ist. Still und zurückgezogen lebt Maria, scheinbar noch immer das Muster einer ehrbaren und schönen Jungfrau, deren Ruf keine Nachstellung hat gefährden können. Aber jetzt tobt in ihrer Seele die wildeste Verzweiflung. Sie fühlt sich Mutter. Der jüngste Sohn des Gutsheeren in Gager, Johann Dyke, hat nach vergeblichem Ringen ihr Herz erobert, sie halb mit Gewalt verführt und sich dann schroff von ihr zurückgezogen.

Johann ist Leutnant bei den schwedischen Husaren, hübsch, brutal und leichtsinnig. Ein Bürgermädchen entehrt? Was mehr! Die Soldateska, vier-tausend Mann stark, spielt in der Stadt Stralsund mit ihren nur neuntausend Einwohnern den Herrn. Infolge mancher Uebergriffe ist die Lage zwischen Magistrat und Militär aufs äußerste gespannt. Die Bürgerschaft will besiegelte Rechte nicht aufgeben, der Soldat seine Ausnahmestellung nicht antasten lassen. Der König wird von beiden Parteien um Stellungnahme angegangen. So liegen die Verhältnisse, als Marias Schicksal sich erfüllt und den Ereignissen eine Bedeutung gibt, die für das bellagene Mädchen mehr als verhängnisvoll werden soll.

Halb irrsinnig vor der öffentlichen Schande, der barbarischen Kirchenbuße, dem gesellschaftlichen Tod, allen jenen Folgen, die damals eine Gefallene bedrohten, dazu verlassen von dem Verführer, der auf ihre herzbewegendsten Bitten schweigt, hat sie ihr Kind getötet und verscharrt, und sitzt nun im Turm, voll geständig, von Neuen zerissen, das Hochgericht als Sühne erwartend. Da endlich regt sich bei Johann Dyke das Gewissen. Er sucht Marias Lage auf alle Weise zu erleichtern. Er bietet dem Gerichtsdienner Burmeister 600 Taler, damit dieser Maria entfliehen lasse. Als das umsonst ist, wendet er Gewalt an. In der Nacht des 28. Oktober bestreift er mit seinen Kameraden das Mädchen und läßt es heimlich nach Dresden schaffen; erst dort ist Maria ihm gegen alle Schritte des Magistrats sichergestellt.

Der Stralsunder Bürgerschaft bemächtigt sich eine gewaltige Erregung. Ein Steckbrief erscheint im

Hamburgischen Korrespondenten. Die Stadt ist entschlossen, dem offenen Aufruhr der Soldateska gegenüber nicht nachzugeben. Es regnet Beschwerden und Anklagen. Das Kriegsgericht tritt zusammen, die Landstände wenden sich an den König. Harte Strafen werden verhängt — auf dem Papier; aber das Mädchen blüht verschollen.

Da eilt am Morgen des 2. Dezember das Gerücht durch die Stadt, daß Maria freiwillig wieder zurückgekehrt sei und nur eines wünsche, ihre Tat mit dem Tode zu büßen. Die unglaubliche Nachricht erweist sich als wahr. Die Unglückliche hat sich in der Fremde vor Unruhe verzehrt, hat in der Angst, entdeckt zu werden, Stellung auf Stellung gewechselt und ist erst zu Fuß, dann zu Post heimgekehrt. Am 20. Dezember rollt ihr Haupt vor dem Tribüne Tor in den Sand.

Das Schicksal der Stralsunder Schuhmachertochter, ihr Charakter, ihre Tat und deren Sühne mußten in Verbindung mit dem Kampf zwischen Stadt und Soldateska in Deutschland ungeheures Aufsehen hervorrufen. In glänzender Beweisführung hat Boenigk alle Fäden aufgedeckt, die von Maria Flint zu Goethes Gretchen führen. Pommern aber darf stolz darauf sein, daß das hehrste Mädchenbild des größten Dichters einst so, wie er es formte, in Fleisch und Blut durch die Straßen der alten Hansestadt geschritten ist, eine Liebende, Leidende, Sühnende.

## Naturschutz und Hege in der Heimat.

Der lange schneereiche Nachwinter dieses Jahres brachte unsere heimische Tierwelt noch kurz vor Eintritt des Frühjahrs in höchste Not und Gefahr. Lei-

der sind verschiedentlich doch noch Verluste eingetreten, so beispielsweise beim Rebhuhn, bei den Feldhühnern und auch bei kleinen Vogelarten. Ebenso ist manch Junghase umgekommen. Durch die Vereisung fast sämtlicher Gewässer lagen die Wildenten auf noch vorhandenen offenen Wasserstellen, selbst auf solchen in der Nähe von Gehöften und auf den kleinsten Rinnsalen. — Trotzdem kann man noch eine gute Zahl Rebhühner, die trotz Eis und Schnee bereits seit Anfang März begannen, sich zu paaren, auf unsern Feldmarken beobachten. Ein Beweis, wie winterhart und wetterfest unsere Rebhühner sind. Im übrigen war auch ein guter Bestand in den Winter gekommen. Auch der Hase hat den Winter gut überstanden. Er ist ebenfalls widerstandsfähig. Leider muß man immer wieder die Wahrnehmung machen, daß gerade für die Wildhege im Winter, die doch ebenso wichtig ist wie die im Sommer, so wenig, vielfach auch gar nichts getan, oder wenn etwas getan wird, es oft zu spät ist. Verharschter Schnee, wie wir ihn oft in diesem Winter gehabt haben, tut dann noch das seinige zur Not des Wildes. Lobend anzuerkennen ist, daß Jäger, die auch wirkliche Tier- und Naturfreunde sind, ihre Wildfütterplätze frühzeitig, also im Spätherbst, einrichteten, den Winter über regelmäßig besuchten und zusammen mit Raubzeugbekämpfung ihr Wild vor Not und Tod nach Kräften bewahrten. Die Fütterung und Schonung der kleinen Vogelwelt hat dank der Aufklärungsarbeit, der öfteren Aufrufe, Hinweis usw. über deren Nutzen und Wert für die Natur und den Menschen gute Fortschritte gemacht. Der Tier- und Heimatsfreunde, welche in den großen Schneetagen in der Mitte des März d. Js. die Hegearbeit für Wild- und Singvögel der Ortsgruppe Köslin des Bundes für Vogelschutz e. V. Stuttgart durch Geldgaben in höchst dankenswerter Weise unterstützt haben, sei besonders gedacht.

E. Venzl.

## Das Stadtbild Köslins im Wandel der Zeiten.

Von Stadtbaurat E. Sardemann.

Wenn wir den ersten Anfängen der Entwicklung Köslins zu einer deutschen Stadt nachgehen wollen, so müssen wir zurückgehen in das 13. Jahrhundert. Im 12. Jahrhundert beginnt mit der Missionstätigkeit des Bischofs Otto von Bamberg, der 1124 in Pyritz die ersten Pommern taufte, der Siegeszug des Christentums in Pommern. Als seine Pioniere dringen die geistlichen Orden, allen voran die Cisterzienser und Prämonstratenser, in das von slawischen Wenden nicht allzu dicht besiedelte Land vor. Schon 1176 erfolgt die Gründung des für uns so bedeutungsvollen Bistums Cammin. Aber erst im 13. Jahrhundert folgt dem Christentum das Deutschtum. Zahlreiche Bauerndörfer — ich erinnere an die sogenannten Hagendörfer,

deren wir auch in unserem Kreise eine ganze Anzahl haben — werden von deutschen Siedlern auf Veranlassung der geistlichen und weltlichen Grundherren angelegt, und gleichzeitig beginnt eine Periode der Städtegründung von einem Ausmaß und einer Wucht, daß wir nur staunen und bewundern können, was deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Fähigkeit in einer Zeit geleistet haben, die in ihren materiellen Möglichkeiten weit hinter der heutigen zurücksteht.

In diese Zeit fällt auch die Entstehung der heutigen Stadt Köslin. Am östlichen Ende des Bistums Cammin, am Fuße des Gollen, der noch längere Zeit die Ostgrenze des christlich gewordenen Teils von Pommern bildete, lag die wendische Sied-

denke, um die neuen deutschen Erwerbungen in Augenschein zu nehmen. Eine ihm nahestehende Persönlichkeit fragte ihn daher, ob es wahr sei, daß er nach Angra Pequena reisen wolle. Der Kanzler meinte: „Ja, aber nur auf dem Kamel, das diese Nachricht überbracht hat.“ —

Glänzend offenbart sich Bismarcks Humor in seinen Reden, Tischgesprächen und Briefen. Seine sprachschöpferische Kraft hat eine ganze Reihe humoristischer Kraft- und geistvoller Worte geprägt. Er sprach zuerst von dem „ehelichen Mäcker“, von den „Knochen eines pommerschen Grenadiers“, vom „Narrenschild der Zeit“, vom „Secht im Karpfenreich“ usw.; er schuf die Wahrsprüche: „Im allgemeinen ist die Existenz auf der Basis der Phäalen angenehmer als auf der Basis der Spartaner“, und „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer.“

In einer Rede am 13. Februar 1869 fiel das geistvolle Wort: „Er liegt wie telegraphiert“, und bald darauf sprach er den berühmt gewordenen Satz

aus: „Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten, und wenn wir nach unreifen Früchten schlagen, so werden wir nur ihr Wachstum hindern und sie verderben.“

In seiner Rede vom 4. Februar 1881 machte er sich über solche Minister lustig, welche die Weisheit gepachtet zu haben meinen, indem er sagte: „Sie müssen nicht glauben, daß man dadurch, daß man Minister wird, sofort wesentlich klüger und einsichtiger wird wie andere — man bedarf eben auch der Schulung und Korrektur seiner eigenen Ansichten, . . . so klug wird man nie werden, wie man gewesen ist, als man einfacher Abgeordneter war, ohne jede Verantwortlichkeit, wo man mit unsterklicher Sicherheit über alles urteilte.“ —

Eine Fundgrube des Humors bilden die amtlichen Berichte, die Bismarck als Bundesbevollmächtigter in Frankfurt a. M. an seinen Chef, den Ministerpräsidenten von Manteuffel erstatten mußte. Mit ein paar Worten charakterisierte er einen Men-

schen so klar, daß man ihn mit den Händen greifen konnte. Ueber einen österreichischen Preefagenten sagte er: „Er kann kaum orthographisch schreiben, viel weniger in Zeitungen korrespondieren, und hat gar keine Verbindungen hier — außer mit Pferden und Hunden.“ — Ueber Herrn v. Radowicz urteilt er: „ . . . Er wußte ganz genau anzugeben, was die Maintenon oder Pompadour vor hundert und anderthalbhundert Jahren an dem oder jenem Tage getragen hatte. Sie hatte das und das um den Hals, sie trug einen Kopfschmuck von Kolibris oder Weintrauben, sie hatte ein perlgraues oder papageigrünes Kleid an mit den oder jenen Falbeln und Spitzen — ganz genau, als ob er dabei gewesen wäre. Die Damen waren ganz Ohr und ganz charmiert über diese Toiletten-Vorlesung, die ihm so fließend abging.“ —

Eins ist gewiß auch nicht ohne Humor — nämlich, daß der große Kanzler gerade am 1. April das Licht der Welt erblickte. —

Lydia Rath.



lung Cossalig. Wir müssen uns vorstellen, daß unser Mühlenbach etwa in der Gegend der heutigen Lazarettstraße sich in zwei Arme gabelte, einen östlichen, der mit dem heutigen Lauf zusammenfällt, und einen westlichen, der sich wohl schon damals nicht als eng begrenzter Bachlauf, sondern als eine Folge von Teichen und sumpfigen Wiesen darstellte und noch heute in den Namen Quebbe, Runder Teich und Trunich erhalten und deutlich erkennbar ist. Zwischen diesen beiden Armen lag ein flacher Hügel, der sich nach Norden in einer schmalen Zunge fortsetzte, hinter der da, wo heute die Bachstraße liegt, die beiden Bacharme sich wieder vereinigten. Auf diesem Hügel, insbesondere wohl auf dem nördlichen Teil, über den heute die Gerberstraße hinläuft, lag der Flecken Cossalig im Schutze einer wendischen Pfahlburg, die durch ihre Lage zwischen den Bacharmen gegen Angriffe von allen Seiten geschützt war. Wir begegnen dem Namen Cossalig zum ersten Mal im Jahre 1214, wo der Burgfleck durch den Herzog Bogislav II. dem Prämonstratenserkloster Belbut bei Treptow an der Rega geschenkt wird. Die Mönche von Belbut sind es auch wohl gewesen, die die Marienkapelle auf dem Gollen errichtet haben, schon längere Zeit bevor die Stadt Köslin das Licht der Welt erblickte.

Im Jahre 1255 war an der Mündung der Perante, ebenfalls an der Stelle einer schon wohl ziemlich bedeutenden wendischen Siedlung die deutsche Stadt Kolberg begründet worden, unter Mitwirkung des Bischofs von Cammin, des Grafen Hermann von Gleichen. Nur elf Jahre später, durch eine Urkunde vom 23. Mai 1266, von der wir eine photographische Wiedergabe im Heimatmuseum besitzen, beauftragte dieser selbe Graf Hermann von Gleichen zwei deutsche Edelleute, Marquart und Hartmann — woher sie stammen, wissen wir nicht — mit der Gründung einer Stadt Cussalin. Dieser Vorgang, daß zwei „possessores“, wie die Urkunde sie nennt — Wehrmann verdeutlicht dieses Wort zutreffend mit dem heutigen „Unternehmer“; vgl. auch die „locatores“ bei der Gründung der Sagendörfer — mit der Begründung einer neuen Stadt, meist, wie auch hier, im Anschluß an eine vorhandene slawische Siedlung, beauftragt werden und ihnen die Erfüllung dieser Aufgabe durch Zugabe von Land, Holznutzung und Gerechtfamen aller Art erleichtert wird, ist für die damalige Zeit typisch. Typisch ist auch der Bauplan, nach dem die neue Stadt auf dem breiten südlichen Teil des Hügels von Cossalig zwischen den beiden Mühlenbacharmen nun angelegt wurde. Es ist das vom römischen castrum sich herleitende Schema der ostdeutschen Kolonialstadt, das in einen ungefähre kreisförmigen Umriß eingefügte Schachbrettmuster. Dieses Schema, das natürlich den Gegebenheiten der Vertikalität entsprechend abgewandelt wird, ist von außerordentlicher Zweckmäßigkeit: der kreisförmige Umriß gewährleistet die kürzeste Verteidigungslinie und den sparsamsten Mauerbau, das Schachbrettschema durch Vermeidung spitzwinkliger Eckaufstellungen die bestmögliche Geländeausnutzung. Die Straßen sind gerade. Sie kreuzen sich rechtwinklig und münden auf die Umfassungsmauer, innerhalb deren sich eine schmale Handstraße, die heutige Ringstraße, Mauerstraße usw., entlangzieht. In unserem Heimatmuseum sehen wir ein solches Stadtschema besonders schön in den Bildern von Barth und von Pyritz. Ganz ähnlich ist der Plan von Kolberg, der wohl für das elf Jahre später angelegte Köslin unmittelbares Vorbild gewesen ist und im Gesamtumfang, wenn auch nicht in der Einzelanordnung, die ja in Kolberg durch die Lage am Fluß beeinflusst ist, dem Kösliner Plan sehr nahe kommt.

Wir wissen, daß die Kösliner Altstadt, so wie wir sie heute sehen, erst nach dem Brande von 1718 entstanden ist. Aber es kann kein Zweifel bestehen, daß mit kleinen Abweichungen das Straßenneß schon bei der ersten Anlage das gleiche gewesen ist. Wenn wir daher, da ein älterer Plan von Köslin leider nicht erhalten ist, den aus der Wendlandschen Chronik von 1765, der etwa den Bestand von 1740 wiedergibt, betrachten, so werden wir im wesentlichen, wenn auch nicht in Einzelheiten, das gleiche Bild finden, wie es uns ein Plan aus dem 14. Jahrhundert zeigen könnte. Daß der Plan, nach dem die neue Stadt angelegt wurde, einer gewissen Großzügigkeit nicht entbehrt, geht daraus hervor, daß in dem einst von der Stadtmauer umschlossenen Ge-

biet heute etwa 6000 Menschen wohnen, eine für die damalige Zeit unerhört große Zahl. Die mittelalterlichen Städte mußten ja ihre Anlage auf Zuwachs berechnen. Bei manchen, wie z. B. bei dem ursprünglich ziemlich klein angelegten Kolberg, wurde schon bald eine Erweiterung des Mauerrings nötig. Bei anderen hat es Jahrhunderte gedauert, bis der Raum innerhalb der Mauern einigermaßen gefüllt war.

Was die Befestigung Köslins anbelangt, so hat man sich bei der von Natur geschützten Lage zunächst wohl mit Pfahlwerken begnügt. Im Jahre 1292 aber beginnt man schon mit dem Bau der Ringmauer. Sieben eigens dazu angelegte Ziegeleien vor den Toren lieferten die Steine für den Bau, dessen Vollendung 18 Jahre erforderte. Die Mauer ist mit 46 Mauertürmen, sogenannten Wyken, versehen gewesen und öffnete sich in drei stark befestigten, aus Haupt- und Bortor bestehenden Toren, dem Mühltor nach Norden, dem Hohen Tor nach Süden und dem Neuen Tor nach Westen. Ein Ausgang nach Osten ist erst viele Jahrhunderte

später, nach teilweiser Niederlegung der Stadtmauer, geschaffen worden.

Diese Mauer umschloß nun schon bald ein wohlgeordnetes Gemeinwesen. Die Grundstücke verteilten sich in ziemlich gleicher Größe, an den zu den Toren führenden Hauptstraßen etwa 10 Meter, an den Nebenstraßen etwa 7 bis 8 Meter breit und etwa 40 Meter tief auf die einzelnen Baublöcke. Auch in Köslin wird eine gewisse Ordnung nach Gewerbe und Stand von vornherein eingeführt gewesen sein. Die Namen Große und Kleine Baustraße — der Name kommt von den „Bauleuten“, d. h. Ackerbürgern —, Große und Kleine Papanstraße (letztere jetzt Schulstraße), Badüberstraße, vielleicht auch Böttcherstraße, deuten darauf hin. Allerdings, ein so reiches Bild städtischen Gewerlebens, wie in Städten wie Danzig, Königsberg, Lübeck, Stralsund, ja auch in unserer Nachbarstadt Kolberg, läßt sich in Köslin aus den Straßennamen nicht ablesen.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Heimatbücher.

„Der Erdball.“ Illustrierte Monatschrift für das gesamte Gebiet der Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Leo Frobenius. 5. Jahrgang, Heft 3. Preis vierteljährlich 3.— RM. Einzelheft 1,25 RM. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.

Zum ersten Male präsentiert sich der berühmte Forscher als Leiter des „Erdball“. Das, was er uns in diesem Hefte bietet, ist ein Ereignis: „Die Kunst Afrikas in der Frühzeit.“ Der Zauber einer märchenhaft glänzenden Kultur steigt vor unserm Auge auf; wir sehen in dem einstigen Afrika Menschen in prunkenden Gewändern aus Samt und Seide, machtvolle Herrscher mit großen Staaten, mit Städten von ungeahnter Pracht und Schönheit, alles harmonisch in wohlgebildeter Kultur und Ordnung durchgeführt. Eine Kultur und Ordnung, deren Alter die mitteleuropäische um viele Jahrtausende und fast durchweg an Größe überragt.

Diese Welt blieb dem Weißen bis auf wenige Ausnahmen fast unbekannt. Die Geschichte und völkerkundlichen Mitteilungen, die er durch Schule und sonstige Vermittlung empfing, bezeichneten Afrika bis auf wenige Länder des Nordens und Nordostens als ein Negersklavenreservoir ersten Ranges, die Bewohner als Wilde, die in ihren Sitten roh, jeder Kultur bar, meistens dem Kannibalismus zuneigen. Erst in den letzten Jahren erfuhr man, daß durch die Kolonisationsarbeit der Weißen und auch durch die Missionstätigkeit diesen nackt und wildlebenden Völkern eine Zivilisation geschenkt worden sei.

Wie diese Zivilisation im Gegensatz zur einstigen hohen Kultur dieser Länder steht, das zeigt uns Leo Frobenius im Märzheft des „Erdball“. 16 Seiten Kunstdruckbilder geben uns zu seinen Ausführungen ein wundervolles Anschauungsmaterial. Nach diesem Anfang und besonders nach dem die künftige Gestaltung der Zeitschrift darlegenden und als Einleitung veröffentlichten „Standpunkt“ darf man mit Recht auf die weitere Tätigkeit Leo Frobenius gespannt sein; bleibt die Zeitschrift auf dieser Höhe, dann haben wir endlich ein Bildungsmittel für Weltkenntnis, wie es uns idealer nicht geboten werden kann. Diese Zeitschrift wird uns die Welt in einem ganz anderen Lichte wie bisher zeigen, Horizonte von ungeahnter Weite werden sich auftun. Wir werden geschichtlich und völkerkundlich sehen lernen. Dringt „Der Erdball“ in alle gebildeten Kreise, wobei auch die politischen nicht vergessen sein sollen, dann kann sich Deutschland beglückwünschen, daß es einen Leo Frobenius besitzt.

Pommersche Heimatpflege. 2. Jahrg., Heft 1, April 1931.

Die vom Landeshauptmann der Provinz Pommern herausgegebene Zeitschrift „Pommersche Heimatpflege“ eröffnet ihren zweiten Jahrgang mit einem Heft, das ganz besonders den kulturellen Grenzlandproblemen Ostpommerns gewidmet ist, und sich bemüht, eine noch bestehende Lücke zur Aufklärung über die dortigen Verhältnisse auszufüllen.

Das Heft wird eingeleitet durch zwei grundlegende Beiträge von Geheimrat Dr. Volz, Leipzig, über „Ostpommern als Grenzland“ und von Dr. Kuntel, Stettin, über „Volkstumskunde, Nationalitätenproblem, Grenzlandkampf“, während den Ausklang wiederum eine allgemeine Betrachtung „Geistiger Grenzschutz“ von Dr. Murawski, Stettin, bildet. In einer historischen Arbeit über „Die Kaschuben“ stellt Studientrat Dr. Lorenz, Zoppot, der bekannte Verfasser der Geschichte der Kaschuben, die Entwicklung und heutige Lage dieses Slawenvolksplitters in Ostpommern und im ehemals westpreussischen Gebiet dar. Von großer praktischer Bedeutung sind die Beiträge des Geologen Dr. von Bülow, Berlin, über „Die Bedeutung geologischer Forschungsarbeit für das Grenzland Ostpommern“, von Schulrat Dr. Nowak, Bitow, über „Die Kulturaufgaben der Gegenwart im ostpommerschen Grenzland“ und vom Leiter der Zentralstelle pommerscher Grenzbüchereien, Dr. Ehlo, Stolp, über „Die pommerschen Grenzbüchereien“. Ein Thema, das bisher zusammenfassend in Pommern überhaupt noch nicht behandelt wurde, entwickelt Regierungsrat Dr. Hüttenhein, Stettin, als Vorsitzender des Landesbühnenausschusses für Pommern in seiner ausführlichen Abhandlung über die „Theaterpflege in den kleineren Städten der Provinz“. Ueber die vielfachen engeren Beziehungen zwischen „Ostpommern und Danzig“ in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft äußert sich der Herausgeber der Ostdeutschen Monatshefte, Carl Lange, Danzig. Alle Beiträge bringen in irgendwelcher Form beherzigenswerte Anregungen für die künftige kulturelle Weiterarbeit an der pommerschen Grenze und für ihre Ausdehnung auch auf das pommersche Hinterland. Kartenmaterial sowie eine besondere Bildbeilage auf Kunstdruckpapier beleben den Inhalt des Heftes, während den Abschluß wiederum Mitteilungen und Buchbesprechungen bilden. Trotz des wesentlich vergrößerten Umfangs war es möglich, auch diesmal den niedrigen Preis von 0,50 RM. für das Heft beizubehalten, das in allen Buchhandlungen erhältlich ist.

Geologie des Kreises Stolp. Der Kreis Stolp und das Gebiet zwischen Stolp und Rummelsburg stellt nach den Arbeiten der Preuß. Geologischen Landesanstalt (Uebersichtskarte 1:200 000, Blatt Stolp, Preis 8.— RM.) einen Ausschnitt aus dem Gebiet der letzten diluvialen Vereisung dar. Das Hauptgepräge geben der Landschaft die Eisrandlagen, deren ausgeprägteste die sogenannte baltische Endmoräne ist, weiter das vielfach gewundene pommersche Urstromtal.

### Anfrage.

Ein langjähriger Leser aus Eventin fragt an, ob ihm jemand mitteilen kann, in welchem Kalender in den 80er Jahren eine Dorfgeschichte in pommerscher Mundart, „Der verlorenen Trümp“, erschienen ist und ob ihm diesen Kalender jemand abgeben kann. Wir erbitten Antwort an die Schriftleitung dieses Blattes.